

ist. Dieser ist höchstens das Prädikat, aber auch das könnte schon zu voll und mißverständlich klingen.

Deshalb ist eine Erneuerung der Liturgie von großer Wichtigkeit: nicht zum Zweck der Mystifikation oder romantischer Konstruktionen, sondern zur Betonung des Handlungs- und Sachcharakters des Gottesdienstes. Es muß liturgisch zum Ausdruck gebracht werden, daß hier der sündenvergebende Christus handelt und daß die Gemeinde mithandelt, indem sie darauf lobend, dankend, fürbittend Antwort gibt. „Zum Ausdruck bringen“ bedeutet dabei zugleich, daß die Gemeinde nun auch *de facto* handelt, d. h. daß sie aktiv gestaltend — sprechend, singend usw. — in Funktion tritt. Auf diese Weise verliert der Gottesdienst einen guten Teil seiner Unfälle gegenüber dem Versagen des Predigers. Denn selbst wenn die Predigt sich in die Vortragform verirrt, so wäre es immerhin ein Vortrag über etwas, das im gleichen Raume und in der gleichen Stunde nun vollzogen wird. Dazu kommt aber noch, daß der Prediger selber durch die Liturgie geprägt werden wird und daß diese also — im Notfall — nicht nur an die Stelle der schlechten Predigt zu treten vermag, sondern diese Predigt auch ändert. —

Das alles kann freilich nicht gesagt werden, ohne daß zugleich vor einer Hypertrophie liturgischer Sinndeutungen und Sinngestaltungen gewarnt würde und daß der einfältige Einsatz beim Gedanken des gottesdienstlichen „Handelns“ eingeschärft würde. Im übrigen wird man, sofern dieser Einsatz recht geschehen ist, die Geduld für ein organisch-wachstümliches Werden der Formen aufbringen und sich vor allem Konstruieren hüten müssen.

Der Weg vom Text zur Predigt.

dargestellt an der Epistel zum Sonntag Jubilate

1. Petr. 2, 11—17

1. Petr. 1, 3 ff (bis mindestens 3, 22) gilt weithin als urchristliche Taufansprache (Perdelwitz, Die Mysterienrelig. und das Problem des 1. Petr.; S. 12 ff; Windisch, Die kath. Briefe; in: Lietzmanns Handbuch Einltg.) Das ist nicht nur eine Hypothese, die so diskutiert wird, sondern es ist für die Exegese sehr bedeutsam, ob wir uns den größten Teil des Briefftextes als eine Predigt vorstellen, die an die erwachsenen soeben getauften neuen Glieder der Gemeinde sich richtet oder als ein Mahnschreiben, durchzogen von hymnenartigen Stücken, das an die kleinasiatischen Gemeinden gerichtet wäre. Nicht so sehr von Wichtigkeit ist die Frage, ob die Tradition, die diesen Brief dem Petrus zuschreibt, richtig ist oder ob ein anderer Verfasser das Schreiben unter dem Namen des Petrus ausgesandt hat als Rundschreiben. „Der Gang der Kirche hing von der Haltung der sie führenden Männer ab; vor allem von der des Petrus. Unmittelbar bringt uns mit seinem Wirken der 1. Petrusbrief in Verbindung.“ (Schlatter, Geschichte der ersten Christenheit. G. 38). Einleuchtend aber ist es, daß die „Taufpredigt“ von Petrus stammt und daß ein Amanuensis sie aufgeschrieben

hat. Jedenfalls ist es sehr wichtig, daß nicht nur die Empfänger des Briefes, sondern auch die Bibelleser hier angeredet werden als solche, in dessen Leben ein besonderes, einschneidendes Ereignis stattgefunden hat. In der Urchristenheit war aber die Taufe solch ein bedeutungsvolles Ereignis, welches das ganze Leben des Getauften auf eine völlig neue Weise begründete.

Zur Exegese:

paroikos und parepidemos — aus Ps. 39, 13 — ist das Stichwort für den ganzen Abschnitt 2, 11 — 3, 7. Beide Worte aber bezeichnen nicht den gleichen Begriff. Der paroikos ist einer, der nicht in seinem Ursprungs- und Heimatland, sondern Mitbewohner eines ihm fremden Landes oder einer Stadt oder Landschaft ist. Er ist nicht gleichberechtigt mit dem Einheimischen; aber er hat Wohn- und Lebensrecht.

Der parepidemos dagegen ist der, der sich nur vorübergehend an einem fremden Orte oder in einem fremden Lande aufhält, etwa als Reisender, oder modern ausgedrückt: einer der weder Zuzugsgenehmigung noch Arbeitserlaubnis hat (im Unterschied zum Paroikos) und der auf jedem Amt oder jeder Behörde abgewiesen wird als für ihn nicht zuständig.

Beide Worte werden auf den (soeben getauften) Christen angewandt, der sich (durch die Taufe) seines Heimatrechtes auf dieser Erde und in dieser Welt begeben hat und dessen Lage nun, von Gott aus gesehen, die des Wohnens und Daseins im Auslande unter Fremden ist. Das bedingt gegenseitige Spannungen. Diese Spannung zwischen Einheimischen und Fremden ist ja uralt und von jeher bedeutsam gewesen für das Gemeinschaftsleben der Menschen. Religionsgeschichtlich steht ja hinter dieser Spannung die Furcht vor den gegenseitigen Zauberkraften (Chantepie de la Saussaye, Lehrb. der Rel. Gesch. Bd. I. S. 153 u. ö.). Fremdsein ist Not Gen. 19, 4 (nicht erst seit dem letzten Kriege). Der Fremde ist rechtlos Jdc. 19. In Matth. 25 wird der Fremdling in einem Satz mit den Hungrigen Nackenden und Kranken genannt und damit als zu den Notleidenden gerechnet. Im jüngsten Gericht aber ist die Entscheidung über das ewige Schicksal eines Menschen davon abhängig, wie er sich zum Fremdling verhalten hat, weil Christus selber Fremdling ist, der wie ein Nomade oder Reisender im Zelt wohnt, Joh. 1, 14, eskenosen, weil die Menschen „entfremdet sind von dem Leben, das aus Gott ist“, Eph. 4, 18, Kol. 1, 27, eine Entfremdung, die so groß ist, daß sie sogar zur Feindschaft führt, Kol. 1, 27. Dadurch aber, daß Jesus in die Fremde, in das Elend, ja bis in die Gottverlassenheit geht, erleidet er stellvertretend den ganzen Fluch der Fremdheit und Elends. Der Mensch aber, für den Christus in die Verlassenheit geht, wandert aus der Gottesferne und darf in die Gotteshöhe übersiedeln und bekommt so in dem „Reich, das nicht von dieser Welt ist“ Joh. 18, 30 Bürgerrecht, Eph. 2, 19, Phil. 3, 20 (politeuma! unser Bürgertum ist im Himmel). Darum besteht jetzt das Verhältnis der gegenseitigen Fremdheit zwischen den Christen und der Welt, zwischen denen, die anothēn gennēthentes, Joh. 3, 3 und denen, die ek tou kosmou sind 1. Joh. 4, 5. Diese gegenseitige Fremdheit

zwischen Christen und Welt wird im II. Teil des 1. Petr. besonders stark betont: 4, 4: „damit ihr nicht mehr mitstürzt in die gleiche Flut der Gottlosigkeit“; 4, 12 „lasset euch durch die Feuersglut, die gegen euch anbrandet zur Versuchung nicht befremden als widerführe euch etwas Absonderliches“; d. h.: der Normalzustand ist der des Hasses der Welt gegen den Christen, der sein Bürgertum im Himmel und nicht mehr auf der Erde hat. Christen können darum in der Welt nicht „katoikein“ — Gen. 11! — sondern nur noch „paroikein“ d. h. als minderberechtigte Beisassen, als „displaced persons“, ja, sogar nur papiridemein, d. h. vorübergehend als rechtlose Fremdlinge, als Durchreisende darin leben, wie es von Abraham heißt, Gen. 12, 6: „A. war ein Durchziehender“, wajjabor. Die Welt aber hat dafür durchaus das richtige Gefühl, indem sie die Christen als weltfremd bezeichnet, ein Vorwurf, der ja die Christen, wenn sie wirklich Christen sind, auch zu Recht trifft. Denn der Christ muß nach „seiner Stadt“ das ist Zion leben. „Wer in einer Stadt wohnen will, der soll das Stadtrecht wissen und halten, daß er genießen will“ (Luther).

Sind die Christen nicht „ek tou kosmou“ so leben sie aber doch „en to kosmo“ Joh. 17, 18, und darum werden sie ermahnt „apechesthai tou sarkinon epithymion“, gemeint sind damit die natürlichen Triebe und das Begehren, z. B. der Hunger. Nicht als ob der Christ sich des Hungers enthalten könnte, sondern die aus dem Hunger entstehende Begierde, die im Beschaffen der Speise zuletzt kein Gebot kennt — oder der Geschlechtstrieb, der zur pravitas wird. Wenn das Leben jedoch normal verläuft ohne Bedrohung durch Hunger, ohne Entartung in geschlechtlicher Hinsicht, dann entsteht eine andere Gefahr: „Denn nur darum halten uns fleischliche Begierden gefangen, weil unser Sinn in dieser Welt sich heimisch macht.“ (Calvin in seinem Kommentar zu der Stelle in der von Karl Müller herausgegebenen Übersetzung). Von diesen Begierden gilt, daß sie „strateuontai kata tes psyches“. Psyche entspricht dem hebräischen „näphäsch“ und heißt „Hauch“; aber der von Gott ausgehende Hauch, der das Leben erzeugt. Zerstört wird bei dem Menschen, der sich ganz Befriedigung seiner Triebe und Begierden hingibt, nicht nur in dem groben Sinne der Völlerei, sondern durchaus auch in der sehr verfeinerten Weise des Genusses, ja sogar der Kultur und ihrer „Segnungen“, nicht etwa die Vitalität, sondern der halitus vitae, Gen. 1, 20. 30, (eine Auffassung, die ja im Gegensatz zu der römisch-katholischen Lehre von der Unsterblichkeit der Seele steht). Wer nur seinen Trieben, und gerade unter sehr selbstsüchtiger Zügelung der Triebe, um den Genuß zu verlängern, lebt und sich dementsprechend pflegt, wird nicht nur sein irdisches Leben verschönern, sondern auch erreichen, daß er nicht so schnell krank wird und verfällt, wie ein anderer, der z. B. Hunger leiden muß. Aber gerade diese sehr verfeinerte, „kultivierte“, vornehme — auch mit geringen Geldmitteln erreichte Vornehmheit — Selbstsucht streitet erst recht gegen die „Seele“ ist eine Gefahr für das Leben des Christen. Der Pietismus aller Schattierungen hat ja stets ein richtiges Gefühl für die negativen Wirkungen der Zivilisation und Kultur gehabt und Gefahren gesehen, die in der Bibel jedenfalls aufgezeigt sind.

„Anastrophe kale“ — V. 12 — gemeint ist das im weltlichen Sinn: Christen sollen sich nicht gegen die weltlichen Gesetze und Sitten vergehen — wie es ja ansonsten in der Welt der Normalzustand ist, dann nämlich, wenn z. B. infolge wirtschaftlicher Notstände die Unredlichkeit an der Tagesordnung ist. Die „kala erga“ hingegen sind nicht zu verstehen als die guten Werke, die auch ein Ungläubiger tun könnte als edle Taten, es ist auch nicht gemeint die jüdische Werkheiligkeit im Sinne des Pharisäismus, sondern die Werke der Liebe, Matth. 25 und Jac. Freilich kann auch ein Ungläubiger Nackende kleiden und Hungernde speisen („Wir Wilden sind doch bessere Menschen“); aber es ist doch ein ganz großer Unterschied, ob solches getan wird nur aus Sentimentalität, aus „edlem Mitgefühl“ (es kommt so etwas ja vor; aber sehr sehr selten) oder ob solche „guten Werke“ geschehen aus der Dankbarkeit des geretteten Sünders, der ohne sein Zutun Bürgerrecht im Reiche Gottes erlangt hat. Es ist ein Unterschied, ob der verlorene Sohn vor seiner Umkehr, als er noch bei den Säuen sich aufhielt und gerne Treber gegessen hätte, einem andern, der noch erbärmlicher als er selber daran war, gespeist oder gekleidet hätte oder ob er, nachdem er im Vaterhause wieder Sohnesrecht erlangt hat, nun einen Hungernden speisen würde.

„Und Gott preisen — en hemera episkopes“: es kann gemeint sein der eschatologische Gerichtstag, da alles offenbar sein wird und wo die Heiden Anlaß haben werden, Gott um der Christen willen zu preisen, Jes. 10, 3. Es kann aber auch gemeint sein die Gnadenheimsuchung, d. h. die persönliche Gnadenerfahrung am Tage der Bekehrung. „Ich aber deute ihn (den Tag der Heimsuchung) dahin, daß Gott das heilige und ehrbare Leben der Seinen wie eine Anleitung gebraucht, Irrende auf den rechten Weg zu führen; denn dies ist der Anfang unserer Bekehrung, daß Gott sich herabläßt mit väterlichem Auge auf uns zu blicken. Wendet er aber sein Angesicht von uns ab, so müssen wir vergehen. Darum heißt der Tag, an dem er uns zu sich zurückruft, mit Recht der Tag der Heimsuchung oder der gnädigen Zuwendung Die Ungläubigen sollen durch unsere guten Werke bestimmt werden, sich ebenfalls dem Herrn zu unterwerfen, und so werden sie durch diesen Grund ihrer Bekehrung dem Herrn die Ehre geben.“ (Calvin in seinem Kommentar zu der Stelle),

V. 13. Ktisis — nicht die staatliche Ordnungsmacht oder Obrigkeit, sondern ganz einfach die Übersetzung des aram. Ausdrucks berija = Mensch „anthropine ist hier beigefügt um die Deutung des Ausdrucks im griechischen Sprachbereich sicherzustellen“ (Foerster im Theologischen Wörterbuch zum Neuen Testament), so daß zu übersetzen ist: dienet einander in freiwilliger Unterordnung, d. h. ordnet einander dienend unter. Die Mahnung ist also nicht zu beziehen auf das Untertansein der Obrigkeit und Gehorsam gegenüber der staatlichen Gewalt. Nach dem Herrenwort „Segnet, die euch fluchen“, da ist solches Segnen auch ein Sich-Unterordnen, cf. Phil. 2, 3 und andere Stellen.

— eite basilei — gemeint ist der römische Kaiser, nach orientalischem Sprachgebrauch, (Deißmann, Licht vom Osten, S. 310 f.).

— eite hegemosin — der kaiserliche Statthalter in den Provinzen,

Matth. 10, 18, Marc. 13, 9, oder aber die Prokuratoren, Matth. 27, 2. — eis ekdikesisin — zur Bestrafung; die Statthalter bzw. die Prokuratoren sind vom römischen Kaiser zur Bestrafung der Übeltäter eingesetzt. Ähnlich Plato: der Staat wird aufrecht erhalten durch Ehrung der Guten und Bestrafung der Bösen (Plato, Rep. IV 433 ff. und Leg. IX 874 E).

— agathopoiein — im 1. Petr. besonders häufig gebraucht. Hier im Sinne der Stoa (Windisch, in seinem Kommentar in Lietzmanns Hd. b. z. d. St.) Wohltun hier also nicht christliche Liebestätigkeit, sondern das moralisch oder ethisch gute Tun. Die Meinung, des 1. Petr. ist nun, daß die Christen in jedem Fall zu denen gehören müssen, die auch das von der Welt anerkannte moralisch Gute tun.

— hos eleutheroi — eleutheria war Schlagwort der Urchristenheit, bzw. der christlichen Lehre (Windisch in seinem Kommentar zu der Stelle), vgl. auch Gal. 5, 13. Die Freiheit wurde mißverstanden dahin, als seien die Christen frei von jeder staatlichen Autorität bzw. frei von jeder Gehorsampflicht. Doch gemeint ist die Freiheit von dem Gesetz in seinem usus theologicus, weil das Gesetz in und durch Christus erfüllt ist (Röm. 6—8). Die Freiheit ist also nicht individuelle Willkür oder Gesetzlosigkeit.

V. 17 — ein Vierzeiler, der spruchartig die ganze christliche Ethik beschreibt und umfaßt. Alienores civiliter tractandi fratres familiariter rex honorandus est ut non laedatur amor fraternitatis et Dei timor (Bengel im Gnomon zu der Stelle). Deutlich wird geschieden zwischen denen, die der Gemeinde — adelphotes — angehören und denen, die nicht zu ihr gehören. Der Christ hat es mit beiden zu tun. Den Brüdern, der Bruderschaft, den Glaubensgenossen begegnet er mit Liebe; den Kindern dieser Welt aber mit Achtung. Durch nichts werden ja die Beziehungen der Menschen untereinander so sehr vergiftet und gestört als gerade durch die fehlende gegenseitige Achtung. Indem ich den Menschenbruder, auch wenn er nicht Christ ist, verachte, ist bereits die Feindseligkeit da, auch ohne daß je ein Wort gesprochen wurde. Ja, schon der Mangel an gegenseitiger Achtung schafft nicht nur Abstände, sondern zerstört die Gemeinschaft. Ein Christ aber darf unter keinen Umständen dem Nächsten schuldig bleiben. „Fürchtet Gott, ehret den König“ — nicht umgekehrt! damit ist die ganze christliche Staatsethik bereits gesagt.

—«0»—

Zur Meditation

Die Predigt über diesen Text kann vorgehen in der Weise der Paränese. Paränese ist ja nicht Morallehre, sondern ist das tröstende Vermahnen, etwa wie die lutherischen Prediger früher — vor sehr langer Zeit — in den Kirchenbüchern, wenn sie einen Sterbefall eintrugen, die Bemerkung machten „N. N. wurde mit einer Vermahnung zu Grabe geleitet“. Später wurde aus dieser tröstenden Vermahnung der Gemeinde, aus deren Mitte der Tote abgerufen war, die Leichenpredigt, die immer mehr sich auswuchs zu einer rein menschlichen Rede und diese dann zur Lobrede über den Toten anschwellen ließ.

Da war von der Vermahnung, wie sie einst verstanden wurde, wenig mehr zu spüren, und Trost wirklicher Trost fehlte in solchen Leichenpredigten. Wie es in der Gegenwart damit steht, das wollen wir lieber nicht untersuchen.

Wenn über diese Epistel zum Jubilate-Sonntag paränetisch gepredigt werden soll, dann wird das „seid untertan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen“ V. 13 das Stichwort abgeben. Ganz abgesehen von der exegetischen Frage, ob hier unter „menschliche Ordnung“ der Staat oder überhaupt menschliche obrigkeitliche Ordnung oder ob nur vom Menschen überhaupt die Rede ist. Wie vorhin in der Exegese dargetan, so würde der allgemein vertretenen Auffassung zufolge zu predigen sein über das Verhältnis des Christen zum Staat. Doch es fragt sich 1. ob dies Thema überhaupt Gegenstand einer Predigt sein kann und 2. ob eine solche Predigt gerade über diesen Text nun am Sonntag Jubilate so predigen darf. Zwar wird man in der Predigt auch über das Verhältnis des Christen zum Staat reden dürfen, und wird dies zuweilen sogar müssen, dann nämlich, wenn wir aus Bekenntnisgründen dazu gefordert sind oder wenn diese Frage zu einer besonderen Not für die Gemeinde wird, wozu ja seit Jahren in den meisten Ländern der Welt reichlich Anlaß da ist. Aber die Perikopenordnung der alten Kirche hat sich von diesen Erwägungen schwerlich bestimmen lassen. Darum muß die Frage nach dem Thema der Predigt in diesem Fall — wie immer, wenn wir uns an die Perikopen binden — nach dem besonderen Sinn gerade dieser Perikope und nach ihrer Stellung im Kirchenjahr gestellt werden.

Da ist zunächst die Beobachtung wichtig, daß alle Perikopen sowohl die Evangelien wie die Episteln die ganze Passionszeit hindurch bis Ostern und von da wieder bis Pfingsten, also die Freudenzeit hindurch in einem ganz bestimmten, theologisch bedeutsamen Zusammenhang stehen. Das Generalthema dieser ganzen Zeit von Invocavit an ist die Taufe und der Taufbund. In der Passions- oder Fastenzeit erfolgte in der alten Kirche die Taufvorbereitung der Taufbewerber. Die Taufe fand in der Osternacht statt und bis zum darauffolgenden Sonntag trugen die Täuflinge im Gottesdienst die weißen Kleider, die sie bei der Tauffeier empfangen hatten. Am Sonntag darauf, Quasimodo geniti, wurden die weißen Kleider wieder abgelegt und in der Kirche zur Aufbewahrung abgegeben. Die also Wiedergeborenen traten nun ins Leben hinaus, aber nicht indem sie sich von der Kirche trennten und in die Welt zurückkehrten, sondern als Glieder der Gemeinde, der adelphotos, der Bruderschaft, als Glieder an dem mystischen Leibe Christi. Sie waren nun in der christlichen Lehre unterwiesen, in der Osterwoche nach der Taufe zu dem Mysterium des Altarsakramentes geführt worden (vgl. Cyrill von Alexandrien, die mystagogischen Katechesen; in: Florilegium Patristicum. Fasc. VII, Teil II; Bonn). Aber wir haben uns die Taufunterweisung nicht vorzustellen als einen Konfirmandenunterricht, wo zunächst alles, was dem Täufling not war zu „wissen“ verstandesmäßig erklärt wurde. Sondern es ist mehr die umgekehrte Ordnung: die Predigt über das Sakrament setzte erst ein, nachdem das Sakrament bereits empfangen war, weit vorherrschender gewesen. Ganz beson-

ders wurde in dieser Zeit nach Ostern, die wir die Freudenzeit nennen, über den Heiligen Geist, den Parakleten, gepredigt. So kommt es, daß in diesen Perikopen der Zeit nach Ostern eine Pneumatologie von staunenswerter Tiefe und Klarheit entwickelt wird. „Die Eigenart dieser Pneumatologie ist eben darin zu sehen, daß das Werk des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes in Einem zu sehen gelehrt wird. . . . Mit dem Sieg über die Welt 1. Joh. 5 beginnt die Reihe mit dem Richter über Lebendige und Tote (Act. 10) schließt sie. In ihrer Mitte steht als Höhepunkt die Botschaft der Himmelfahrt, d. h. des zur Rechten Gottes sitzenden Sohnes des Vaters. Bezeichnend ist, daß in diese Reihe das Schicksal des Einzelnen, das Schicksal der Kirche, das Schicksal der Welt von der Auferstehung Christi bis zur Auferstehung der Toten in der Verkündigung erscheint.“ (Hans Asmussen, Das Kirchenjahr, S. 18 f.).

Auch die Epistel zu Jubilate ist nicht einfach Paränese, sondern gehört zu dem, wie der Heilige Geist die Christen in dieser Welt regiert, und so muß in der Predigt in hilfreicher und tröstlicher Weise zu dem Thema „Kirche und Welt“ ein Wort gesagt werden.

Die Getauften sind aus der Welt gekommen, sind Fremdlinge und Beisassen darin geworden; aber sie leben noch in der Welt. Der Glaubende aber „ist allein und niemand mit ihm, denn sie schlafen alle. Und der Psalmist sagt, auf dem Dache, als spreche er, die Welt ist ein Haus, darinnen sie alle schlafen und beschossen liegen, ich aber alleine bin außer dem Haus, auf dem Dach, noch nit im Himmel und auch nit in der Welt. Die Welt habe ich unter mir und den Himmel über mir; also daß ich zwischen der Welt Leben und dem ewigen Leben einsam im Glauben schwebe“ (Luther, W. A. Bd. 1, S. 199), Auslegung zum 102. Psalm). So hat auch die Kirche ihre Existenz nicht als eine innerweltliche Größe, als Körperschaft des öffentlichen Rechtes oder als eine dem Staate eingeordnete Einrichtung mit eigenständigem Leben und eigenen Gesetzen, ja nicht einmal als Verein, sondern die Kirche hat ihre Existenz ebenfalls nur dort, wo die letzte Grenze alles menschlichen Arbeitens und Lebens ist, wo der Zeit eine Grenze gesetzt ist durch die Ewigkeit und wo wir weder Zeit noch Raum haben, sondern unausweichlich an jenen wunderlichen Ort gerufen werden, wo der Mensch zu allererst zu hören hat. Es ist für die Kirche im Grunde belanglos, ob sie vom Staate oder sonst jemand anerkannt ist als Kirche oder Vereinigung oder auch nicht anerkannt ist, ob der Staat und die Welt von ihr Notiz nimmt oder nicht, oder ob eine verfassungsgebende Versammlung sich mit ihr beschäftigt oder nicht. Denn die Kirche wird, wenn sie das ist, wozu wir uns im dritten Artikel bekennen, die Welt und den Staat, in welchem sie lebt, zwingen, einfach durch die Botschaft die sie ausrichtet, (falls sie sie wirklich ausrichtet!) eine Haltung einzunehmen, die zu einer positiven oder negativen Anerkennung der Kirche führt, indem die Kirche entweder als Staatskirche oder als Körperschaft des öffentlichen Rechts oder als sonstwie achtbare Institution wohlwollend gefördert oder unterstützt und auch geschützt wird (wiewohl sie dieses Schutzes nicht bedarf!), oder aber sie wird als religiöse Vereinigung

geduldet oder auch nicht geduldet durch allerlei Schikanen in ihrer Arbeit gehindert bis hin zur Verfolgung, die ja nach Luthers Meinung zu den sieben *notae ecclesiae* gehört (siehe die Briefe, die Luther auf der Koburg schrieb). Umgekehrt aber kann die Kirche in ihrer Haltung sich durch keinen Staat bestimmen lassen, sei dieser wie er wolle. Denn nicht die Kirche hat sich nach dem Staat und nicht die Christen haben nach der Welt sich zu richten, sondern Kirche und die einzelnen Christen, Staat und Welt sind gefordert zur Verantwortung, aber nicht vor Menschen, sondern vor dem Worte Gottes, das nun einmal in der mündlich gepredigten Gestalt zu uns kommt und dem im Sakrament ein sichtbares Zeichen, ein Siegel, ein Unterpfand gesetzt ist.

Im Februar/März 1930 wurde auf allen Kreissynoden ein beharrlich aktuelles Thema in Vorträgen behandelt: „Wie kommen wir zu lebendigen Gemeinden? Heute wird von Entkirchlichung gesprochen und wie ihr zu begegnen sei. In Gemeindeblättern wird von Belebung christlicher Sitte geschrieben, so im Gemeindeblatt von Panambi, Nr. 18, 1949. Sehr viel wird von Evangelisation gesprochen, und es werden auch viele ernsthafte Versuche zur Evangelisation gemacht, wenn sie auch zunächst einmal nur Versuche bleiben. Es wird auch viel von gegenwartsnaher Predigt gesprochen. In Berlin war im Jahr 1947 die Sprache der Kirche monatelang Gegenstand öffentlicher Diskussion, nicht nur in den kirchlichen Blättern und Zeitschriften, sondern gerade auch in der Tagespresse. Viel wird auch von liturgischer Bewegung geredet und noch mehr Versuche — leider meist sehr dilettantenhafte — zu liturgischer Gestaltung gottesdienstlicher Feiern gemacht, nicht nur von den Berneuchenern, sondern in den allermeisten Kirchen der Welt haben wir große Bewegungen zu verzeichnen, die die Liturgie nicht als Liebhaberei betreiben, sondern als eine wirkliche Arbeit und einen Dienst der Kirche in der Welt. Die verschiedenen Nöte der Kirchen in den verschiedenen Ländern haben eine immer mehr steigende Betätigung der Nichttheologen — um nicht zu sagen Laien — bewirkt. Das große Elend der Gegenwart hat eine bisher noch nicht gekannte Liebestätigkeit zur Entfaltung gebracht. Es ist auch keine Frage, daß die Seelsorge — dies größte Stiefkind der evangelischen Kirche — jetzt eine ungeahnte Vertiefung erfahren hat. — Aber ist das alles der Weg zur lebendigen Kirche? Die große Aktivierung aller kirchlichen Kräfte, die sich heute in einem Maße vollzieht, daß der Titel jenes Buches von Otto Dibelius „Das Jahrhundert der Kirche“ beinahe gerechtfertigt ist, wenn auch ganz anders als der Verfasser das damals gemeint hat, ist aber, so sehr wir uns darüber freuen — wir kleinen Stehaufmännchen — doch noch lange nicht das, was man wirklich lebendige Kirche nennen könnte. Die Heilige Schrift zeigt uns nur einen einzigen Weg zur lebendigen Kirche: die Bekehrungspredigt! Alle Propheten des Alten Testaments sagen immer wieder dies: Schubu! Bekehret euch! Dieser Ruf wird von Johannes dem Täufer wieder aufgenommen und am stärksten sagt der Herr Christus selber uns: Bekehret euch! Dieser Ruf heißt: Kehret euch ab von der Sünde und wendet euch zu Christus. Wodurch allein

eine Kirche überhaupt Kirche ist, das ist die Predigt, die Ernst macht mit der Aufdeckung der Sünde und dem Zorn Gottes und seinem Gericht, die aber auch Ernst macht mit der Gnade. Es gibt wohl viele Predigten, die dick mit Gnade ausgeschmiert sind, die aber doch nicht sagen, daß die Gnade (was für ein abgegriffenes Wort ist daraus geworden!) die allerletzte Rettung des Menschen, die einzige Lebensmöglichkeit des verlorenen und verdammten Menschen bleibt, Predigt, die gnadetrichend dem Menschen das Letzte nämlich das Sterben zu ersparen sucht und die den alten Menschen, der ja gerade sterben muß mit allen bösen Lüsten in irgendeiner Form doch noch qua Frömmigkeit, qua sonstiger guter Eigenschaften am Leben erhalten und ihn in die Kirche bringen möchte, in die Kirche, die Johannes als eine triumphans im Himmel schaute, Apc. 21, 9 ff. und die Petrus das „königliche Priestertum, das auserwählte Geschlecht“, nennt. Gewiß, es wird in sehr vielen Predigten und überhaupt in der Verkündigung in welcher Form sie auch immer erfolgt, mit großem Ernst von der Gnade gesprochen, aber wenn solche Predigt auch Bekehrungspredigt sein soll, dann muß sie auch eine vollmächtige Bezeugung des Retters sein. Wir können nicht den alten Menschen schwarz über die Grenze bringen, und wenn wir es doch tun oder zu tun versuchen, dann werden wir ganz gewiß an der Tür (des Paradieses) zurückgehalten trotz Frömmigkeit, trotz Bekenntnistreue, trotz jenes heute gern vertretene- nen optimistischen Aktivismus, ja trotz noch so großer Liebeswerke.

Der fürchterliche Todesweg, den die Nationen, die Staaten, die Völker und wir mit ihnen, weil wir zu ihnen gehören, angetreten sind und der von Monat zu Monat deutlicher werdende Schrecken, der selbst die Staatsmänner der größten Weltreiche unruhig macht; das Versinken ganzer Kontinente in die praktische Gottlosigkeit (denn wo alle Bindungen geleugnet werden, da ist der Mensch gott — los geworden, was immerhin noch anders ist als im Atheismus); die ständig wachsende Unordnung des öffentlichen und des wirtschaftlichen Lebens und die ganze Heillosigkeit des Menschen: das alles spricht eine donnernde Sprache und schreit es uns betäubend in die Ohren: Umkehr, Bekehrung, Wiedergeburt. Wir haben es nicht mit der Pflege von überliefertem Kirchentum zu tun, so wenig wir auch der Tradition entraten können, aber unser Blick geht nicht nach rückwärts, auch nicht nach vorwärts, um für die Zukunft etwas zu schaffen, was unsern Kindern einmal dienlich und nützlich sein kann, sondern unser Blick geht allein auf den Herrn, und das bedeutet, daß wir alle anderen Blickrichtungen aufgeben müssen, so freundlich sie auch sein mögen. Und eben dieses Aufgeben, gerade die Lösung von dem, was uns so lieb und vertraut ist und worin wir heimisch sind, das macht die Bekehrung so schwer. Denn nur zu gern möchten wir in zwei Böden Wurzel schlagen. Nur zu gern möchten wir, daß die Kirche und wir selber weltoffen sind und daß die Beziehungen zur Welt nicht nur erträglich, sondern gut und für beide Teile zufriedenstellend seien. Zur Welt, das heißt nicht zur bösen Welt der Schande und des Lasters — obwohl dort die Botschaft von dem Herrn Christus, der Sünder einlädt zum Hochzeitsmahl des Lammes und zum Reiche Gottes, zwar selten genug verkündet, aber

am ehesten gehört wird —, sondern zu der Welt, die man mit einem Schlagwort die bürgerliche nennen kann, wo also Familie, Sitte und Moral bis auf vereinzelte Betriebsunfälle noch in Ordnung und gefestigt sind oder aber zu sein scheinen und wo also jenes „anständige Denken“, jene „ehrliche Gesinnung“, jene „Sauberkeit des Lebens“ nicht nur in hoher Achtung stehen, sondern zu den nicht diskutablen Selbstverständlichkeiten gehören, wo also die zweite Tafel des Dekalogs, und davon wieder nur das vierte bis siebente Gebot in hohem Ansehen steht, und die Meinung gilt, als sei dies das ganze Gesetz, zu dessen Erfüllung jeder Mensch ja irgendwie befähigt sein müsse. Wehe aber einer Kirche, wenn sie gerade zu dieser Welt so erträgliche, ja freundschaftliche Beziehungen hat und nicht mehr zu sagen wagt, daß außerordentliche Gerichts- und ebenso außerordentliche Gnadenstunden geschlagen haben und daß das Tor der Gnade nur für den offensteht, der wie ein ganzer Wurzelstock sich aus einem Boden in einen andern versetzen läßt und nun für seine alte Umgebung ein Fremdling, ein Beisasse wird, wenn er mit Huren und Zöllnern an einer Festtafel sitzt und von seiner eigenen wohlanständigen Familie für verrückt erklärt wird. Die Bekehrungspredigt geht gerade die Glieder der treu kirchlichen Gemeinden ganz besonders an. Einer der großen Erweckungsprediger der Evangelischen Allianz teilt ein Erlebnis mit aus einer Mitternachtsversammlung in einer „Chinesenstadt“ in U. S. A. „Es war eine bunte interessante Schar, die da versammelt war. Fein modern gekleidete „Herren und Damen“, Zerlumpte, Schmutzige, Junge und Alte saßen da. Alle mit dem Stempel des Leichtsinns und der Unruhe in ihren Mienen. Sie hörten mit großer Ruhe die Lieder und die Ansprache. Aber als wir zum Gebet einluden, drängten alle mit Lachen und Höhnen hinaus aus dem Saal. Nur ein Mann blieb zurück, mit dem wir beten konnten, und er betete ein mir unvergeßliches Gebet: Lord create me new life. Der Mann sah so rasch und leicht ein, daß sein bisheriges Leben verloren und verdorben sei, daß da kein Reformieren und Flicker helfen könne, daß er ein neues Leben brauche.“ (Robert Möller, Christuszeugnisse; S. 20).

Ein solch neues Leben aber braucht nicht nur der Mann aus der mitternächtlichen Versammlung im Verbrecherviertel einer Großstadt, sondern das brauchen wir alle, auf daß wir Fremdlinge und Pilgrime in dieser Welt werden. Aber bis so ein solider, geachteter Pfarrer das einmal einsieht oder ein selbstbewußter Kirchenvorstand oder ein treues Mitglied der Frauenhilfe oder das „gute Gemeindeglied“ das auf christliche Sitte im Hause hält, in dem an der Wand als Schmuck ein biblisches Bild vielleicht sogar als Spruch hängt und wo, wenn der Herr Pastor einmal anwesend ist, auch sogar ein Tischgebet gehalten wird und wo die Kinder alle fleißig zur Kirche angehalten werden, das einsieht wie jener Mann in der „Chinesenstadt“ und bis aus der Tiefe der Seele diese Bitte aufsteigt: Herr, gib mir ein neues Leben! — ja, da gehört schon etwas dazu, aber nicht Menschenmühe (die ist hier ganz zwecklos), sondern das Wunder, das der Heilige Geist tut. Und höchst wunderlicher Weise tut er dies Wunder durch das menschliche Wort eines einfältigen Predigers, der weiter nichts

tut als den Text, den er predigt, nachzubuchstabieren, daß die Hörer ihn auch nachsagen, ja, nachbuchstabieren können und darüber zur Erkenntnis geführt werden, daß gerade sie dies neue Leben nötig haben und nun durch die Botschaft von dem, der da kommen wird, getröstet und fröhlich werden.

Nur anmerkungsweise sei hier — um Mißverständnissen vorzubeugen — gesagt, daß in dem ganzen vorstehenden Abschnitt unter Predigt nicht nur die sonntägliche Predigt eines Gemeindepfarrers verstanden wird, sondern die ganze Verkündigung, die durch das Predigtamt ausgerichtet wird. Das aber bedeutet, daß die Arbeiter der Kirche ihren eigentlichen Auftrag nicht nur erkennen, sondern bis in alle Konsequenzen hinein restlos ernst nehmen müssen und das bedeutet, daß sie weiter nichts zu sein haben als eben Diener am Wort, womit denn jede kulturprotestantische oder neuprotestantische Amtsauffassung aus unserm Blickfeld verschwinden muß. Die Kirche ist keine kulturelle, keine pädagogische, keine charitative Anstalt und auch kein Sanatorium für psychisch Erkrankte, sondern Kirche ist die Versammlung derer, die dem Worte Gottes „hörig“ (Gogarten) sind. Kirche kann in der Welt nur eine militans, eine mit dem Worte wachende und — streitende, angreifende Kirche sein. Wir leben in einer Zeit, der ein Begriff wie totale Mobilmachung nichts Unbekanntes ist, da nicht nur aufgerüstet wird, sondern da auch von „moralischer Aufrüstung“ (in Caux; böse Zungen nannten das „Heilsarmee im Frack“ — aber sehr zu Unrecht!) nicht nur geredet, sondern damit Ernst gemacht wird, um die Aufrüstung der Waffen zu bekämpfen (die „vier Absoluten“), wie sollte die Kirche da sich noch verlieren dürfen auf den freundlichen Feldern apokrypher Betätigungen, die ihr vielleicht in und vor der Welt ein Ansehen geben und ihr Achtung einbringen (vielleicht auch Geld?) und ihren einzigen Auftrag mit Zaghaftigkeit ausrichten, weil die Welt gerade diesen einen Auftrag nicht will. Die Kirche lebt nicht in einem besonderen „Raum“ (es ist gerade der falsche d. h. nicht schriftgemäße Kirchenbegriff, der von dem „Raum der Kirche“ spricht) oder in einer neutralen Zone oder im Naturschutzpark staatlicher Duldung oder staatlichen Wohlwollens, sondern sie lebt — und darüber täusche sie sich nur nicht — in dieser schrecklichen Welt, da Kain sich erhob und seinen Bruder Abel totschrug, unter dem Kreuz unter dem Zeichen des Weltgerichtes und dem Zeichen der barmherzigen, unverdienten, unbegreiflichen, unergründlichen Liebe, die im Glauben erkannt und ergriffen wird „und doch essen die Hündlein von den Brosamlein, die von ihrer Herren Tisch fallen“ Matth. 15, 27.

P. Hans Wendt

Denn das sollte die Christenheit an Christus gelernt haben: **Das Böse wird nicht besiegt durch den Eifer für das Gute, sondern allein durch die Güte.**

(H. Schomerus in "Zeitwende" Februar 1949).